



Sendung vom 25.11.1998

Prof. Dr. Nikolaus Lobkowicz  
Rektor der Universität Eichstätt  
im Gespräch mit Hubert Schöne

- Schöne:** Herzlich willkommen, liebe Zuschauerinnen und Zuschauer. Bei Alpha-Forum begrüßen wir heute den politischen Philosophen Professor Dr. Nikolaus Lobkowicz. Einer breiteren Öffentlichkeit sind Sie bekannt geworden als Rektor und später als Präsident der Universität München - in bewegten Jahren von 1971 bis 1982 - und dann von 1984 bis 1996 als Präsident der Katholischen Universität Eichstätt. Nun fragt sich diese Öffentlichkeit manchmal, was Professor Lobkowicz denn heute macht.
- Lobkowicz:** Ich bin einerseits, und das ist etwas seltsam, ein pensionierter Präsident mit Emeritenbezügen. Das liegt daran, daß ich in Eichstätt nie Professor gewesen bin. Ich habe andererseits im Jahr 1994 ein Institut für Mittel- und Osteuropastudien gegründet, das ich bis heute leite.
- Schöne:** Mittel- und Osteuropastudien: Da schließen sich eigentlich wieder die Kreise. Ihre erste wissenschaftliche Stelle hatten Sie am Osteuropainstitut der Universität Fribourg in der Schweiz. Aber viel wichtiger noch ist dabei die Tatsache, daß Sie am 9. Juli 1931 in Prag geboren sind. Sie entstammen einem alten böhmischen Fürstengeschlecht. Wer die Geschichte kennt, oder wer auch nur Prag kennt, hat schon vom Palais Lobkowicz gehört. In welche Verhältnisse wurden Sie denn 1931 in Prag hineingeboren, und wie sind Sie dort aufgewachsen?
- Lobkowicz:** Ich bin genau in diesem Palais in Prag geboren, in dem heute die deutsche Botschaft untergebracht ist. Dieses Palais hat der Familienchef im Jahr 1933 verkauft, also zwei Jahre nach meiner Geburt. Er war kurzsichtig, Rennfahrer und ist am Ende auch auf der Berliner Avus zu Tode gekommen. Autos waren damals furchtbar teuer, und deswegen mußte er etwas verkaufen - und so hat er eben dieses Palais verkauft. Wir hatten ein Schloß - das nun mein Sohn zurückbekommen hat - südlich von Böhmen: Wir sind also in nicht unbedingt reichen, aber doch sehr wohlhabenden Umständen aufgewachsen. Mein Vater war Diplomat, bevor er sich auf diesen Besitz zurückgezogen hat.
- Schöne:** 1948 waren Sie 17 Jahre alt.
- Lobkowicz:** 1948 haben wir schwarz die Tschechoslowakei verlassen. Ich habe dann lange Zeit bei vielen Verwandten, die ich in Deutschland hatte - schließlich ist die Aristokratie ja ein gesamteuropäisches Phänomen - gelebt, bis ich zum Studium zuerst nach Erlangen und dann nach Fribourg gegangen bin.
- Schöne:** Sie hatten in der Schweiz bereits das Abitur gemacht, wie ich nachgelesen habe.
- Lobkowicz:** Genau.
- Schöne:** Sie haben dann Philosophie studiert. Was hat Sie als junger Mensch und als junger Philosoph daran eigentlich besonders interessiert?
- Lobkowicz:** Ich wollte zunächst einmal gar nicht Philosophie studieren, sondern Jesuit

werden. Aber ich muß nachträglich schon sagen, daß ich eigentlich nur deshalb Jesuit werden wollte, weil die Jesuiten ein so hervorragendes Philosophiestudium hatten. Auf dem Gymnasium in der Schweiz hieß ich "Das Sein", weil ich immer über solche Sachen sprach und nachdachte. Wie es kam, daß ich gerade an der Philosophie besonders interessiert war, kann ich rückblickend kaum sagen. Ich hatte das große Glück, daß ich in Fribourg meinen Lehrer Bochenski traf: Er war einerseits ein bedeutender Logiker und Historiker der Logik, und er hatte andererseits ein Institut für Marxismus-Leninismus aufgebaut, an dem ich auch sein Assistent gewesen bin.

**Schöne:** Sie haben sich mit Heidegger und mit Hegel beschäftigt.

**Lobkowicz:** Ich habe meine Dissertation über Heidegger geschrieben, sie erscheint mir aber rückblickend nicht sehr gelungen. Ich hatte über den Begriff des Daseins geschrieben: Das war eine Konfrontation von bestimmten scholastischen mit Heideggerischen Ideen.

**Schöne:** Es gab ja damals, als Sie studiert haben und als sie angefangen haben, Philosophie zu betreiben, im Nachbarland Frankreich eine modernere philosophische Strömung: den Existentialismus. Hat der auf Sie keine Faszination ausgeübt?

**Lobkowicz:** Wir haben damals durchaus alle Sartre gelesen: Das war sogar eines der großen Seminare von Bochenski. Bochenski hatte übrigens eine ganz ungewöhnliche Lehrmethode, die ich nachzumachen versucht habe - was mir aber nie wirklich gelungen ist. Er beugte sich nämlich vor und sagte: "Bitte lesen Sie diesen Abschnitt vor." Dann hat ein Student oder eine Studentin diesen Abschnitt vorgelesen und Bochenski sagte: "Nun sagen Sie mir bitte, was darin steht." Und erst danach hat er angefangen, darüber zu sprechen und zu reflektieren usw. Aber es gab eben für den Studenten zunächst einmal diesen Zwang zu zeigen, was er eigentlich selbst verstanden hatte. Natürlich haben wir uns auch mit dem Existentialismus befaßt. Mich interessierte damals - weil das doch noch sehr stark in dieser traditionellen metaphysischen Tradition stand - Sartre sehr. "Das Sein und das Nichts", also "L'Être et Néant", ist ja im Grunde eine Metaphysik in einer etwas seltsamen Art. Der christliche Existentialismus - also Marcel oder solche Leute - hat uns jedoch damals nicht sehr beschäftigt.

**Schöne:** Nun sind Sie ja mit dem Marxismus-Leninismus einerseits in Ihrem Studium in Kontakt gekommen, und andererseits war das Verlassen von Prag doch wahrscheinlich auch hervorgegangen aus einer tiefen...

**Lobkowicz:** Bochenski baute damals dieses Institut für Marxismus-Leninismus auf und brauchte dafür einen Assistenten. Ich konnte natürlich perfekt tschechisch, und ich konnte auch einigermaßen russisch, weil ich das nach dem Krieg in Prag gelernt hatte. Und Bochenski brauchte eben jemanden, der diese Sprachen beherrschte und auch Schüler von ihm gewesen war. So war ich dann für zwei, drei Jahre sein Assistent - ich glaube, ich konnte erst nach meiner Promotion Assistent bei ihm werden. Ich habe damals zum Teil gar nicht mehr in Fribourg gewohnt, sondern am Starnberger See, und ich fuhr regelmäßig zu ihm nach Fribourg. Wobei Bochenski in diesen Jahren sehr viel im Ausland war: Er war Gutachter der südafrikanischen Regierung bezüglich des Kommunismus und auch viel in den Vereinigten Staaten usw. Es war an sich eine interessante, vielleicht etwas kleinkarierte Aufgabe, denn wir regten uns natürlich über die allergeringste Veränderung des Marxismus-Leninismus auf - obwohl das manchmal auch nur lächerliche Entwicklungen waren, weil es im Grunde ja ein ganz starres System gewesen ist.

**Schöne:** Nach diesen Jahren der Assistenz in Fribourg kam der Ruf nach Amerika. Sie sind dann Professor geworden an der Notre Dame Universität in Indiana. Philosophie in der neuen Welt: War das mehr als dieses

kleinkarierte Arbeiten vorher? Was brachten Sie mit, und was haben Sie von dort empfangen?

**Lobkowicz:** Ich brachte erstens eine sehr gute Kenntnis von Thomas und der scholastischen Philosophie mit und zweitens eine gute Kenntnis der deutschen Philosophie, also Marx, Hegel, Kant. Andererseits wurde ich dort sehr stark von der analytischen Philosophie beeinflusst, also von der linguistischen Philosophie, die eine gewisse Verwandtschaft mit der traditionellen scholastischen Methode hat. Es war für mich eine richtig aufregende Zeit und eigentlich auch die schönste Zeit meines Lebens: Die Kinder waren im richtigen Alter, und alles war sehr spannend. Außerdem hat mir an dieser amerikanischen Universität sehr gut gefallen, daß man unaufhörlich in einem wissenschaftlichen Gespräch miteinander stand. Das ist etwas, das ich in Deutschland nie erlebt habe. In den USA haben wir z. B. Bücher zusammen gelesen: Wir waren eine Gruppe von 14 Professoren für Philosophie und haben zusammen Bücher gelesen: Whitehead, Wittgenstein usw. Ich pflegte dann in München immer zu sagen: Wenn hier in München Professor Kuhn Professor Stegmüller anrufen und ihn fragen würde: "Sie sind doch Fachmann auf diesem oder jenem Gebiet", dann wäre Stegmüllers Reaktion gewesen - wie auch umgekehrt die Reaktion von Kuhn: "Was will der Kerl mir schon wieder antun?" Es gab dort also mit anderen Worten eine unvergleichlich größere Gesprächsbereitschaft als hier in Deutschland. Das hat sich natürlich auch geändert. Was ich aber unvergeßlich in Erinnerung habe, ist dieses ständige Dialogisieren, das gemeinsame Nachdenken und dieser Versuch, gemeinsam Probleme zu lösen usw.

**Schöne:** 1967 wurden Sie auch amerikanischer Staatsbürger. Wie kam das?

**Lobkowicz:** Ich war damals ganz einfach davon überzeugt, daß ich in Amerika bleiben würde. Ich hatte aber überhaupt keine Staatsbürgerschaft, denn ich bin ja kein Sudetendeutscher, sondern gebürtiger Tscheche. Die tschechische Staatsbürgerschaft war mir aber, nachdem ich 1948 weggegangen war, aberkannt worden. Ich brauchte schon allein aus diesem Grund eine Staatsbürgerschaft: Als ich noch in Deutschland war und z. B. nach Österreich reisen wollte, mußte ich vorher auf das österreichische Konsulat gehen und mein Visum abholen. Dort sagte man mir immer, ob ich denn nicht endlich eine vernünftige Staatsbürgerschaft bekommen würde. Ich war damals eben, wie gesagt, davon überzeugt, daß ich in Amerika bleiben würde. Inzwischen bin ich ja noch etwas Zusätzliches geworden: Ich habe nämlich nach dem Jahr 1989 meine tschechische Staatsbürgerschaft zurückbekommen.

**Schöne:** Hinsichtlich dieser amerikanischen Staatsbürgerschaft würde ich gerne etwas nachfragen: Sie entstammen dem Adel, führen aber keinen Adelstitel. Das war wohl letztlich eine persönliche Entscheidung, die mit dieser Staatsbürgerschaft verbunden war.

**Lobkowicz:** Nein, nein. Als ich amerikanischer Staatsbürger wurde, mußten ich und auch meine ganze Familie - mein kleinster Sohn war damals gerade sechs Jahre alt - mit erhobener Hand schwören, daß wir allen Potentaten und allen Titeln usw. abschwören. Ich fand das etwas lächerlich, denn in der Tschechoslowakei waren die Titel schon 1918 abgeschafft worden. Ich stehe zwar im "Gotha", aber ich sagte früher immer: "Ich gebrauche den Titel nur, wenn ich in einem guten Restaurant einen Tisch haben möchte, in einem guten Hotel ein Zimmer oder bei einer Bank einen Kredit" - aber auch das funktioniert nicht mehr, weil es zu viele Betrüger gibt.

**Schöne:** Sie wollten eigentlich in Amerika bleiben, aber im gleichen Jahr kamen Sie nach Europa zurück: genauer gesagt nach München auf den Lehrstuhl für politische Theorie und Philosophie am "Geschwister-Scholl-Institut" der Universität München. Und Sie kamen mitten hinein in die

Studentenunruhen. Was Marx und Lenin betraf, konnten Sie es allerdings mit den Achtundsechzigern aufnehmen.

**Lobkowicz:** Ich habe, glaube ich, als erstes eine große vierstündige Vorlesung über Marx gehalten. Das war die Zeit, als die Notstandsgesetze verabschiedet worden sind. Es gab in den Lehrveranstaltungen ständig Reibereien und Krach. Aber sagen wir einmal so: Der Marxismus-Leninismus spielte damals in der Bundesrepublik keine große Rolle. Statt dessen interessierte man sich viel mehr für den jungen Marx - und schon auch für den reifen Marx. Aber man machte dabei eine ganz deutliche Unterscheidung zwischen diesen Überlegungen und der marxistisch-leninistischen Theorie. Und diese Materie beherrschte ich natürlich. Dann kam die seltsame Situation im Jahr 1971, als ein neuer Rektor für die Universität gesucht wurde und unter den Professoren die Sprachregelung herrschte: Wir brauchen entweder einen Kinderpsychiater oder einen Fachmann für Marxismus-Leninismus. Ich war dieser Fachmann für Marxismus-Leninismus. Und so blieb ich eben meine elf Jahre da hängen.

**Schöne:** Mittlerweile kann man diese Ära schon im historischen Abstand betrachten, denn das ist nun auch schon wieder ein Vierteljahrhundert her. Wie beurteilen Sie heute die Ereignisse von damals? Hatte dieser ganze Aufruhr nicht auch etwas Befreiendes?

**Lobkowicz:** Das ist nicht so einfach darzustellen. Einerseits neigte ich immer dazu, zumindest in Deutschland diese linke Welle als ein Luxusphänomen zu betrachten. Diese Leute repräsentierten nämlich eine Generation, die im Gegensatz zur älteren Generation gar nicht mehr in Erinnerung hatte, welche Mühe es bedeutet hat, nach dem Krieg alles wieder aufzubauen. Das war eine Generation, die in einer Zeit schwärmerischer Demokratie aufgewachsen war und die merkte, daß das alles nicht so ganz funktionierte und daß es einen Vietnamkrieg gab usw. Es war eine Generation, die dabei anfang, kritisch zu werden. Sie wurden kritisch gegenüber den Professoren, gegenüber der Universität, gegenüber der Gesellschaft usw. Aber wir Professoren waren Idioten: Wir waren Idioten, weil wir nämlich nur auf diese Kritik reagierten, anstatt zu sagen, daß man doch einmal miteinander sprechen sollte. Diese Generation suchte nach Vätern. Und wir? Wir riefen nach dem Staat. Und der Staat kam auch - und hat die Universitäten seitdem nie mehr verlassen. Eigentlich habe ich das Ganze als eine auch sehr spannende Zeit in Erinnerung, aber eben vor allem als eine Zeit, in der wir falsch reagiert haben. In meinen Seminaren, in denen es meistens um Marxismus oder um die analytische Philosophie in der Konfrontation mit dem Marxismus ging, habe ich mich mit den linksradikalen Studenten bestens verstanden. Es waren bei mir einerseits Schüler von Stegmüller, und andererseits auch Marxisten, und da ging es bei den Diskussionen sofort auf gewaltige Höhen. In erinnere mich an eine Sitzung, in der wir lange über die Zeit hinaus darüber gestritten haben, ob man in Bayern eine kommunistisch-sozialistische Revolution durchführen könne und welche Bedingungen dafür erfüllt sein müßten usw. Dann war ich aber plötzlich Rektor und damit eine Autorität. Für dieselben Studenten, die durchaus brav, spannend, aufregend, chaotisch - einmal kam sogar ein Student, der eine geladene Pistole auf den Tisch legte - mit einem diskutierten und mit denen man trotz allem ein harmonisches Verhältnis haben konnte, war ich plötzlich eine Autorität und ein Gegner. Und ich mußte eben auch als Autorität handeln, denn ich war ja gewählt worden, um Ordnung zu schaffen. Es fing eine sehr schwierige Zeit an, die gegen Mitte der siebziger Jahre wieder abklang. Aber im Jahre 1974 machte ich etwas Schreckliches: Es herrschte damals völliges Chaos im Hauptgebäude, und einige Studenten fingen schon an, mich anzurufen und mir zu klagen, daß sie studieren wollten, es aber nicht könnten und daß es so nicht mehr weitergehen könne. Daraufhin rief ich die Polizei. Ich ging zu Manfred Schreiber, dem Polizeipräsidenten, und er fragte mich: "Wie viele

Revolutionäre haben Sie denn in dem Gebäude?" Ich sagte ihm, daß es ungefähr 300 wären. "Also gut," sagte er, "ich komme mit 700 Polizisten, damit nichts passiert." Aber das Ganze lief ab wie ein "peruanischer Staatsstreich": Lastwagen fuhren vor, Polizisten sprangen mit Schildern herunter und besetzten die Universität. Ich war der große Held der Nation, weil ich endlich Ordnung geschaffen hatte. Aber ich habe mir immer gesagt, wenn damals ein Student die Nerven verloren hätte, die Treppen herunter gelaufen, dabei gestürzt wäre und sich das Genick gebrochen hätte, wäre ich der Verbrecher der Nation gewesen. Es war also auch sehr viel Glück mit dabei gewesen. Meine osteuropäischen Freunde sagen mir: "Na ja, vielleicht mußttest du das machen, aber eigentlich hättest du dann zurücktreten sollen." Ich blieb aber an meinem Amt kleben bis 1981.

**Schöne:** Sie hatten dann eine Auseinandersetzung zu führen - Sie hatten das schon angedeutet - gegen einen Staat, der versucht hat, immer mehr zu regeln.

**Lobkowicz:** Ja, das war damals das Bayerische Hochschulgesetz, und das war alles insgesamt sehr schwierig. Damals war das Berliner Hochschulgesetz mit seiner Drittelparität schon in Kraft getreten, und der Kultusminister hier in Bayern sagte, daß wir dem etwas entgegenstellen müssen. Er entwarf daraufhin sein Bayerisches Hochschulgesetz. Wobei das Bayerische Hochschulgesetz - ich habe es immer als die weiß-blaue Mao-Bibel bezeichnet - folgende Eigentümlichkeit hatte: Es war 110 Artikel lang und hatte einen Umfang von 130 Seiten. Da mußte ein Ministerialbeamter, der scheinbar seit Jahren alle Probleme der Universität katalogisiert hatte, diese Probleme in das Gesetz mit eingearbeitet haben. Aber ich ließ mich damals schweren Herzens dazu überreden hinter diesem Gesetz zu stehen und mitzumachen. Ich tat es deshalb mit unglücklichem Herzen, weil dieses Gesetz die Universität, so wie wir sie kannten, doch zerstört hat - aber das war wahrscheinlich unausweichlich. Das hat natürlich eine völlige Veränderung der Atmosphäre an den Universitäten in ganz Deutschland bewirkt. Früher war es nämlich so gewesen, daß sich eine Fakultät oder ein Rektor etwas ausdachte und dann zu den Juristen ging, um zu fragen, wie das gemacht werden könnte. Seit das Bayerische Hochschulgesetz in Kraft ist, wird jedoch ständig geblättert und gesagt: "Ja, was ist eigentlich das, was sie tun sollen?" Das hat eine sehr veränderte Atmosphäre hervorgebracht, die noch durch die ganze Numerus-clausus-Problematik zugespitzt wurde. Damit kam ein entsetzlicher Bürokratismus an die Universität: Ich war als Präsident der Münchner Universität zeitweise nur noch von Juristen umgeben. In Eichstätt später war das weniger der Fall. Und wir hatten Jahre, in denen es, vor allem im Zusammenhang mit dem Numerus clausus, mehr Proteste als Dissertationen gab: über 1000 Prozesse im Zusammenhang mit dem Numerus clausus.

**Schöne:** 1984 wurden Sie Präsident der Katholischen Universität Eichstätt. Da hatten Sie vielleicht ein wenig den Traum, daß das etwas staatsferner sei und daß sich dort die akademische Freiheit noch etwas ungehinderter entfalten und entwickeln könnte.

**Lobkowicz:** Es hatte eine große Krise in Eichstätt gegeben: Mein Vorgänger hatte den Job wegen eines Konflikts mit der Stiftung hingeschmissen. Und da wurde ich eben angefragt, ob ich das machen würde. Da ich ja an einer katholischen Universität in Fribourg studiert und auch in den Vereinigten Staaten an einer katholischen Universität gelehrt hatte, empfand ich als Katholik das Ganze als eine Herausforderung. Ich mußte aber zu meiner Betrübnis feststellen, daß diese Universität, die eine nicht staatliche Universität ist, das Bayerische Hochschulgesetz in seiner Grundordnung abgeschrieben hatte. Ich mußte auch immer wieder feststellen, daß die Professoren dieser Universität im Grunde mehr dem Staat als der Kirche vertrauten - und das empfand ich eigentlich als eine traurige Entwicklung. Ich habe das 12 Jahre lang gemacht. Und manchmal denke ich mir heute,

daß ich nicht sehr viel erreicht habe. Aber man erreicht in diesen Fragen ohnedies nicht sehr viel. Im Grunde ist das Ganze ein ständiger Zirkel: Man kommt immer wieder zu den gleichen Fragen zurück. Vielleicht hätte ich mehr auf die Beine gebracht, wenn ich reiner Wissenschaftler geblieben wäre, anstatt in die Universitätsverwaltung einzusteigen.

**Schöne:** Vielleicht können Sie aber den Zuschauern trotzdem erklären, was das Besondere an einer katholischen Universität in Deutschland ist - vor allem, da Sie ja den Vergleich mit Fribourg und mit Notre Dame in den USA machen können.

**Lobkowicz:** Die Katholische Universität in Eichstätt ist eine Stiftung der bayerischen Bischöfe, der der Staat aufgrund des Konkordats einen Großteil seiner Kosten erstattet. De facto läuft das auf eine staatliche Unterstützung von ungefähr 70 Prozent hinaus, weil die Kirche auch noch einiges zusätzlich macht. Als ich dort hinging, hatte ich die Vorstellung, daß das eine Universität sei, die einen ganz anderen Geist verströmt und die ganz andere Probleme entwickelt usw. Das war aber eigentlich nicht der Fall. Es wurde genau dasselbe wie an allen anderen Universitäten gelehrt: Das Kultusministerium kontrollierte strengstens, daß auch ja die richtigen Professoren dorthin kamen. Der Bischof kontrollierte diese Universität ebenso, wenngleich aus einer anderen Perspektive, nämlich aus der Sicht der Katholizität und der moralischen Einwandfreiheit. Was ist mir in dieser Zeit gelungen? Vielleicht ist es mir gelungen, diese Universität in der Öffentlichkeit etwas präsenter zu machen und ihr einen größeren Bekanntheitsgrad in der Welt zu verschaffen. Es ist mir der Aufbau der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät gelungen, die ein großer Erfolg ist.

**Schöne:** Die ist in Ingolstadt.

**Lobkowicz:** Ja, die ist in Ingolstadt. Aber ansonsten schaue ich eigentlich etwas resigniert auf diese 12 Jahre zurück.

**Schöne:** Gab es da nicht vielleicht trotzdem spannende Auseinandersetzungen, weil es ja auf der einen Seite dieses kirchliche Lehramt und die kirchlichen Lehraussagen gibt, und auf der anderen Seite das Postulat der wissenschaftlichen Freiheit - wie an jeder anderen Universität auch - hochgehalten werden muß?

**Lobkowicz:** Nein, überhaupt nicht. Und zwar aus folgendem Grund nicht: Es war entsetzlich schwierig, jemanden zum Professor zu ernennen. Es wurde da genau darauf geschaut, ob er seine Kinder getauft und hinsichtlich der Kirche alles richtig gemacht hatte. Aber wenn er dann als Professor in der Universität drin war, hat sich kein Mensch mehr darum gekümmert, was er lehrt. Ich habe während dieser 12 Jahre also nicht ein einziges Mal einen Konflikt bezüglich der wissenschaftlichen Freiheit und des katholischen Glaubens erlebt. Es ist natürlich auch niemand mit irgendwelchen aufregenden Themen aufgetaucht. Theoretisch hätte es sein können, denn einige unserer Theologen in Eichstätt hatten die "Kölner Erklärung" unterzeichnet: Aber da hat der Bischof einfach nur mit den Schultern gezeitelt. Dieses Problem gab es also leider, wenn Sie so wollen, nicht. Leider deshalb, weil ich es immer als das eigentliche Problem der Eichstätter Universität empfunden habe, daß es keine großen, spannenden Auseinandersetzungen gegeben hat - weder nach außen, noch nach innen. Ich habe mir immer gedacht, ob wir nicht selbst etwas entfachen könnten - so wie den Historikerstreit -, damit etwas geschieht. Aber nein, für die meisten Professoren spielte das keine Rolle. Es gibt dort eben sehr viele brave Katholiken - allerdings auch eine Reihe von Protestanten usw. -, und es ist einfach so, so traurig das auch klingt, daß es mir nicht gelungen ist, aus dem katholischen Charakter dieser Universität Kapital zu schlagen: Das wäre aber eigentlich das gewesen, was ich wirklich sehr gerne gemacht hätte. Dieser katholische Charakter wurde aber von meinen Kollegen immer

eher als ein Hindernis betrachtet. Und ich kann mich auch nicht daran erinnern, daß der Bischof - oder Rom oder welche Instanz auch immer - gesagt hätte: "Wenn ihr das weitermacht, dann bekommt ihr eins auf den Deckel!" Nein, das war einfach nicht der Fall, das war alles zu zahm.

**Schöne:** Sie sagen von sich selbst, Herr Lobkowicz, daß Sie ein konservativer Katholik sind. Wie ist das heute zu verstehen?

**Lobkowicz:** Zunächst einmal frage ich danach, ob ich ganz allgemein ein Konservativer bin oder nicht. Ich stelle fest, daß ich immer weniger konservativ bin und daß ich vor allem in Deutschland Schwierigkeiten damit habe, ein Konservativer zu sein. Denn ein deutscher Konservativer neigt zum Nationalen, und ich bin angesichts meiner Herkunft völlig unnational. Ich bin ein konservativer Katholik in dem Sinne, daß ich glaube und akzeptiere, was die katholische Kirche lehrt, und daß ich - um das etwas ironisch zu sagen - keine Papst- und Romressentiments habe. Im Gegenteil, für mich ist der Papst die entscheidende Autorität. Ich muß ja nicht immer einverstanden sein mit ihm, aber Johannes Paul II. ist so ein bißchen die letzte moralische Autorität, die es auf dieser Welt noch gibt und die sich nicht darum kehrt, was andere Leute sagen. Deshalb bin ich eigentlich immer etwas traurig und bedrückt - man muß ja nicht immer tun, was er sagt -, wenn man nicht mit einer gewissen Nachdenklichkeit akzeptiert, was er verkündet. Eines kommt hinzu: Ich hatte, als ich nach Eichstätt kam, das Gefühl, ich müßte auf seiten der Studenten etwas Katholisches aufbauen. Ich flog nach Mailand zu Don Giusani, zu Luigi Giusani, dem Gründer der "Comunione e liberazione"-Bewegung.

**Schöne:** Das ist eine geistliche Bewegung, die in Italien beheimatet ist.

**Lobkowicz:** Ja, das ist eine geistliche Bewegung, die in Italien an den Universitäten eine große Rolle gespielt hat. Ich bat ihn, mir doch ein paar Studenten zu schicken. Sie kamen auch und haben mir meine Arbeit sehr erleichtert, weil das Leute gewesen sind, auf die man sich wirklich verlassen konnte und mit denen ich auch heute noch sehr viel zu tun habe. Aber das hat mir natürlich auch wieder geschadet, weil viele Kollegen gesagt haben: "Was ist das nun wieder für eine seltsame Geheimorganisation, die der Präsident da anschleppt? Da hat er den angestellt und jenen angestellt. Die müssen wir loswerden, denn das ist doch nur eine Variation des 'Opus Dei!'" Die Präsenz von "Comunione e liberazione", dieser von Don Giusani gegründeten Bewegung, hat natürlich für mich auch wieder die Romtreue, oder wenn Sie so wollen, die Papsttreue ausgedrückt. Aber Romtreue und Papsttreue sind ja nicht dasselbe, denn ich bin ja Mitglied des päpstlichen Kulturrates gewesen: Der Vatikan ist wirklich eine schreckliche Institution, aber der Papst ist der Oberhirte der Kirche. Und dem muß man doch zumindest mit großer Nachdenklichkeit begegnen. Das war auch eine der Grundlinien von "Comunione e liberazione". Wie es in Deutschland, das ja im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhundert eine der papsttreuesten Kirchen besaß, dazu kam, daß plötzlich jeder zweite Theologe nur Negatives über den Papst zu sagen hatte, ist einer historischen Untersuchung wert, die noch niemand wirklich gemacht hat.

**Schöne:** Sie sagen aber selbst, daß man nicht mit allem einverstanden sein muß, was der Papst sagt. Aber was macht man denn, wenn man nicht einverstanden ist?

**Lobkowicz:** Man kuscht. Ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen, die ich von Urs von Balthasar habe. Als Karl Rahner die erste Fassung seiner "Theologie des Todes" geschrieben hatte - ein aus heutiger Sicht sehr zahmes Buch, das mit gewissen scholastischen Traditionen brach -, warf er das Manuskript ins Feuer und sagte: "Meine Gedanken sind nicht so wichtig, und die Kirche wird sich darüber nur aufregen, also lasse ich es sein und übe mich in Geduld." Das ist eine Haltung, die ich bewundere. Man muß ja nicht immer,

wenn man irgendeiner Meinung ist, sofort laut schreien. Ein Beispiel ist dieses Dokument über die Laien in der Kirche: Ich fand diesen Affentanz, der sich nur in Deutschland und nirgendwo anders in der Welt abspielte, lächerlich, schlichtweg lächerlich. Alles, was drin stand - wenn man es sorgfältig gelesen hatte -, war ja bekannt gewesen, das war ja nichts Neues. Ich hatte manchmal den Eindruck, daß der Präsident des Zentralkomitees es überhaupt noch nicht gelesen hatte und schon protestieren mußte. Es gab lautes Aufschreien deswegen usw. Ich wollte damals einen Artikel schreiben - den ich leider nicht geschrieben habe -, daß nämlich die Bischöfe das Kirchenvolk und vor allem die Theologen bitten sollten, drei Monate nach einer römischen Erklärung nichts zu sagen. Man kann ja auch nach drei Monaten noch etwas dazu sagen, und bis dahin hätte man dann doch einige Erfahrung gesammelt und gesehen, daß es da berechnigte Anliegen gibt. Außerdem leidet der deutsche katholische Intellektuelle an einer deutschen Nabelschau: Er glaubt immer, wenn Rom etwas sagt, sei das an die Deutschen gerichtet. Aber das gilt doch genauso für Peru wie für Rußland oder Japan. Ein bißchen mehr undeutsche Demut täte vielleicht den deutschen katholischen Intellektuellen und Theologen ganz gut. Und die werden sich nun furchtbar ärgern, wenn sie im Fernsehen sehen, daß ich sie wieder einmal kritisiere: Mögen sie es bitte mit Humor aufnehmen, daß ich sage, was ich denke.

**Schöne:** Der politische Philosoph, der Sie sind, und der gläubige Katholik, der Sie sind: Geraten die manchmal miteinander in Konflikt?

**Lobkowicz:** Kaum. Ich würde zunächst einmal sagen, daß ich eigentlich kein politischer Philosoph bin. Ich hatte hier in München zwar eine Professur für politische Philosophie, aber ich habe mich eigentlich immer mehr für die Metaphysik und die Erkenntnistheorie interessiert als für die politische Theorie. Ich habe meinen Studenten hier in München immer gesagt: "Wenn Sie wissen wollen, was politische Wissenschaft ist, dann gehen Sie bitte zu Hans Maier." Aber Hans Maier sagte dann immer, er sei doch Historiker. Was soll's also? Vielleicht ist es eher so, daß ich durch den Marxismus und durch mein Hegelstudium ein Interesse an politischer Philosophie gewonnen habe und daß mich mein Engagement in der politischen Philosophie als Katholik dazu veranlaßt hat, mich zu bestimmten Themen zu äußern, über bestimmte Themen nachzudenken und darüber zu schreiben. Ob das aber je miteinander in Konflikt geraten ist? Nein, in der Hinsicht wüßte ich eigentlich auch gar nicht, worin der Konflikt bestehen könnte. Denn die Beziehung eines Priesters und eines Theologen, das wird in Deutschland leicht übersehen - leichter womöglich als anderswo - zu seinem Bischof und zur Kirche ist eine ganz andere als die eines Laien - selbst wenn er Präsident einer katholischen Universität in Eichstätt ist. Denn wenn ich heute bockige Sachen über die Kirche schreiben würde, würde mich vielleicht Kardinal Poupard, der Vorsitzende des päpstlichen Kulturrates nicht mehr zu einer Tagung einladen. Aber ansonsten würde mich kein Mensch maßregeln. Das wird sehr deutlich, wenn Sie die Memoiren von Kardinal de Lubac lesen, der bis zum Zweiten Vatikanum beinahe ein Verfolgter gewesen ist. Es gibt einen Brief von Gilson an de Lubac, in dem er schreibt: "Ich, Gilson, und Blondel konnten uns, so traurig das klingt, nur deshalb so weit vorwagen, weil wir keine Priester waren." Sie wären ganz anders gemäßregelt und kontrolliert worden, wenn sie Priester, Theologieprofessoren usw. gewesen wären.

**Schöne:** Sie haben es gerade erwähnt, Sie waren ein Jahrzehnt lang Mitglied im päpstlichen Rat für Kultur. Ich könnte mir vorstellen, daß Sie irgendwie gehaut hatten, daß sich während des Pontifikats von Papst Johannes Paul II. in der politischen Welt Osteuropas etwas Grundlegendes ändern könnte. Haben Sie vor 1989 mit dem Zusammenbruch des kommunistischen Machtbereichs gerechnet?



**Lobkowicz:**

Nein, und jedermann, der behauptet, daß er das gewußt hat, lügt. Das war für alle, selbst für den Papst, das überraschendste Ereignis überhaupt - fast ein Wunder. Denn es brach ja nicht nur das Regime zusammen, sondern es geschah auch lautlos und, außer in Rumänien, ohne das Vergießen von Blut. Es war fast wie ein Wunder. Als Havel, der ja nun nicht unbedingt ein gläubiger Christ ist, Johannes Paul II. zum ersten Mal in Prag empfangen hat, sprach er ausdrücklich von einem Wunder. Das war schon wirklich sehr ungewöhnlich. Natürlich ist es so, daß man rückblickend sehr wohl die Gründe, die dazu geführt haben, sehen kann. Aber selbst Kissinger hat mir einmal gesagt: "Nun gut, wir wußten schon, wie schwach das ganze System geworden ist, aber das haben wir nicht erwartet." Es war sehr überraschend. Wissen Sie, ich war in Polen, als die Gespräche um den "Runden Tisch" angingen. Ich war deshalb in Polen, weil ich Mitglied eines deutsch-polnischen Gremiums war, das recht seltsam besetzt war. Ich war von der deutschen Bischofskonferenz delegiert worden, und mein polnischer Kollege war der spätere Außenminister Polens. Ich ging in diese Diskussionen hinein, die zur Vorbereitung der Gespräche am "Runden Tisch" anberaumt waren, und da war niemand dabei, der erwartet hätte, was dann später geschah. Die Polen hatten das auch nicht erwartet, niemand hat das erwartet. Niemand hat erwartet, daß die Kommunisten jede Courage verloren haben. Es war fast so, als ob sich bei ihnen das Gewissen gemeldet hätte, daß es so nicht weitergehen könne. Sie sahen außerdem auch, daß eine wirtschaftliche Katastrophe geschaffen worden war. Ich erinnere mich noch gut daran, daß wir es kaum glauben konnten, als Mazowiecki der erste nicht kommunistische Ministerpräsident in einem ehemals kommunistischen Land geworden ist. Wir konnten kaum glauben, daß das nun möglich geworden war. Vielleicht hat es in Rom jemanden gegeben, der ein paar Tage vorher Bescheid gewußt hat, aber mehr auch nicht. Havel hat das einmal hinsichtlich der - wie sie genannt wird - "samtenen Revolution" in der Tschechoslowakei sehr schön dargestellt. Er sagte: "Ich war in der Situation, daß ich dem Volk zurief: Versammelt euch hinter mir. Und als ich mich dann umwandte, merkte ich, daß es gar niemanden mehr gab, gegen den man sich hätte versammeln müssen." Das Ganze brach mit einer Lautlosigkeit zusammen, die wir nicht für möglich gehalten hatten: Niemand von uns hatte doch geglaubt, daß er es noch erleben wird, daß dieses Regime verschwindet. So faul es gewesen war: Denken Sie daran, wie faul Byzanz war und wie viele Jahrhunderte es sich selbst überlebt hatte. Und hier war das Ganze nicht einmal durch terroristische Maßnahmen erreicht worden. Daß es so gekommen ist, ist auch in einem religiösen Sinne etwas, das an ein Wunder grenzt. Wobei man allerdings hinzufügen muß, daß die Situation dadurch nicht einfacher geworden ist.

**Schöne:**

Eben, das wollte ich gerade erwähnen. Inzwischen ist ja schon eine gewisse Zeitspanne verstrichen, und die Staaten in Osteuropa ringen in unterschiedlicher Weise mit bestimmten Problemen. Worin liegen diese Probleme?

**Lobkowicz:**

Solange nicht furchtbare Probleme in dem Sinne entstehen, daß sich plötzlich irgendeine kriminelle Bande Atomraketen aneignet und damit die Welt bedroht, hat sich mittlerweile doch eine Situation ergeben, in der ein Dialog und ein Weg möglich ist - trotz dieser schrecklichen Dinge, die sich im jugoslawischen Bürgerkrieg abspielten und abspielen. Aber Jugoslawien war ja gar kein kommunistisches Land mehr. Wir sind alle nach Jugoslawien wie in ein ganz normales Land in den Urlaub gefahren. Ich erinnere mich noch daran, als ich mit meinem kommunistischen Freund Petrovic, dem Philosophen, einmal in Zagreb war und wir auf den Fischmarkt gegangen sind. Er schaute voller Stolz auf all die Fische, das Gemüse usw. und sagte zu mir: "Siehst du, Nikolaus, daran sieht man, warum wir schlampige Kommunisten sind: Wir essen gerne gut."

**Schöne:** Sie haben am Anfang unseres Gesprächs schon erwähnt, daß Sie nun Direktor des Instituts für Mittel- und Osteuropastudien an der Universität in Eichstätt sind. Was sind da Ihre wichtigsten Projekte vor dem Hintergrund all dieser Probleme, die wir nun kennen?

**Lobkowicz:** Dieses Institut hat zwei Aufgaben. Es ist einerseits ein Institut in dem vor allem mein Kollege Luks zusammen mit einem Assistenten mittel- und osteuropäische Zeitgeschichte lehrt. Wir geben eine sehr erfolgreiche Zeitschrift heraus, die die spannenden Ergebnisse der "Grabungen" in allen möglichen Archiven darstellt, die ja nun zugänglich sind. Wir geben Bände zu Tagungen heraus. Wir haben z. B. eine sehr interessante Tagung über die Situation der polnischen Kirche nach der Wende gemacht: Warum das alles in Polen nicht so gut funktioniert, wie man eigentlich hätte erwarten können. Aber darüber hinaus betrachten wir es als eine unserer wichtigsten Aufgaben, die auch in unserer Satzung verankert ist, in einer universitätsgemäßen Weise Institutionen in Mittel- und Osteuropa beizustehen. Das sind sehr oft Gelder der europäischen Gemeinschaft, die wir dabei verwenden. Zum Beispiel haben wir ein Projekt in Nowosibirsk. Wir haben auch versucht, in Wilnius etwas aufzubauen. Wir sind bei...

**Schöne:** Das sind wissenschaftliche Institute an diesen Orten?

**Lobkowicz:** Das sind wissenschaftliche Institute, aber es geht auch darum, daß wir z. B. Ratschläge geben, wie man die Verwaltung aufbaut. Wir wurden soeben von der Universität in Budapest gebeten, diesbezüglich zu helfen. Es geht aber z. B. auch darum, daß wir Eichstätter und auch andere Professoren schicken, um Vorträge zu halten. Zum Beispiel versuchen wir soeben, eine Tagung in Kaliningrad zu organisieren: Dabei wird es über die Bedeutung des Philosophieunterrichts an Schulen für das Demokratiebewußtsein gehen. Etwas Ähnliches hatten wir zuvor schon in Sofia gemacht. Das ist etwas, für das wir meistens Geld sammeln: Wir gehen dafür zu Stiftungen, und wir gehen zur europäischen Gemeinschaft. Wir machen z. B. auch etwas ganz Ausgefallenes, nämlich eine Übersetzung und Gesamtausgabe der Schriften des russischen Philosophen Semen L. Frank, die nie übersetzt worden sind. Das ist ein Riesenprojekt, das von der "Thyssen-Stiftung" finanziert wird. Wir machen also schon eine ganze Vielfalt von Dingen. Wir haben darüber hinaus auch noch ein großes Stipendienprogramm von der "Krupp-Stiftung" bekommen. Wir fördern dabei sehr viele Russen, Tschechen, Polen usw., die bei uns promovieren, mit Stipendien. Es herrscht momentan für die Osteuropawissenschaft eine ideale Zeit. Wir leben in einer Zeit, die vergleichbar ist mit der Zeit nach 1945 für die Nationalsozialismusforschung. Man kann nun überall in den Archiven graben, fast alles dabei zu Tage fördern - leider aber immer noch nicht alles -, aufarbeiten und klären. Mein Kollege Luks hat z. B. eine sehr spannende Tagung über Stalins Antisemitismus und dessen Ursachen gemacht. Auf dieser Tagung waren Tschechen, Polen, Russen usw. zugegen. Wir versuchen also, in Mittel- und Osteuropa einerseits gewisse Entwicklungen zu fördern und zu unterstützen, und andererseits Probleme aufzugreifen, deren Lösung dabei hilft, die Rückkehr dieser Länder in die Demokratie und die Marktwirtschaft zu ermöglichen.

**Schöne:** Wie sehen Sie die Chancen dieser Länder auf eine Rückkehr zur Demokratie?

**Lobkowicz:** Ich würde sagen, in Polen, in der Tschechischen Republik und in Ungarn ist diese Rückkehr zunächst einmal völlig problemlos. Ich meine, es gibt natürlich wirtschaftliche Schwierigkeiten: seltsamerweise in der Tschechischen Republik mehr, als man eigentlich erwartet hätte, weil das das entwickeltste Land gewesen ist. Auch die baltischen Ländern entwickeln sich - wenn sie nicht wieder von den Russen überfallen werden. Sie entwickeln sich langsam und mühselig: Die Menschen müssen umlernen, die Menschen müssen sich demokratische Grundsätze

aneignen, und die wirtschaftliche Entwicklung muß weitergehen. Das große Problem dabei ist ganz eindeutig Rußland: Niemand wagt eine Prognose - es sei denn in dem einen Sinne, daß unerschwerlich die wirtschaftliche Entwicklung doch vorhanden ist und daß diese wirtschaftliche Entwicklung ein demokratisches System ermöglichen wird. Das wird vielleicht nicht sehr rasch ein demokratisches System in unserem westlichen Sinne sein, aber es wird doch demokratischer sein als alle früheren russischen Regime. Vor 1918 gab es ja nur ganz kurz die Kerenskij-Regierung, und dann kamen ja schon die Bolschewiken. Sie hatten dort also nie eine demokratische Tradition. Ähnliche Probleme sind in Bulgarien - aber das scheint nun ausgestanden zu sein - und in Rumänien vorhanden. Alles in allem ist das also eine schwierige Entwicklung, aber ich mache mir eigentlich keine ernstesten Sorgen: Es wird nach und nach besser werden. Es sei denn, jemand spielt verrückt. Das könnte natürlich der falsche Präsident in Rußland oder eine Mafia sein, die irgendein Atomzentrum in ihre Kontrolle bringt und dann damit droht, New York mit Atombomben zu zerstören. Wenn es so wäre, würde die Situation schwierig werden. Die Situation ist also unendlich komplex - aber eigentlich nicht hoffnungslos. Wobei natürlich das Leiden vieler Menschen, daß es ihnen schlechter geht als vor 1989 und daß sie eine Durststrecke durchstehen müssen, nicht übersehen werden darf. Jelzin erläßt Dutzende von Verordnungen, von denen höchstens ein Drittel je verwirklicht werden kann. Das bringt natürlich schon auch ein gewisses explosives Potential mit sich.

**Schöne:**

Vielen Dank, Herr Professor Lobkowicz: Wir sind nun an einem Punkt angelangt, bei dem wir anfangen zu hoffen und zu fürchten. Aber insgesamt haben wir schon Vertrauen in die Vernunft der Menschen und auch in das, was den Menschen außerhalb seiner Vernunft noch antreibt. Vielen Dank, liebe Zuschauerinnen und Zuschauer, für Ihr Interesse und auf Wiedersehen.